

LEBEN, GESELLSCHAFT & KULTUR AM WOCHENENDE



Eine Geschichte von unten

Fortsetzung von Seite VI

» Einheitsliste in Höhe von 98,84 Prozent eine Lüge war. Dass diese Bürger den Mut hatten, gegen den Betrug Beschwerden einzulegen, auch wenn sie wussten, dass diese natürlich abgelehnt wurden, sie selbst aber unweigerlich mit nachfolgender Repression zu rechnen hatten.

Man nahm im Westen kaum wahr, dass sich bereits im Sommer Gruppen bildeten, die sich Demokratischer Aufbruch, Neues Forum oder SDP nannten (für Sozialdemokratische Partei) und eine offene Debatte forderten. Man nahm kaum wahr, dass Unterhaltungskünstler wie Tamara Danz, André Herzberg und Gerhard Schöne in ihren Konzerten eine gemeinsame Resolution verlasen, in der die „unerträgliche Ignoranz der Staats- und Parteiführung“ angeprangert wurde, obwohl die Veranstalter diese Konzerte dann sofort abbrechen mussten – man wusste im Westen ja auch gar nicht, wer Danz, Herzberg oder Schöne überhaupt waren.

Natürlich kann man aus heutiger Sicht mit einigem Recht sagen, dass angesichts des wirtschaftlichen Niedergangs im Osten und der Öffnung der Grenzen in Ungarn das Ende der DDR ohnehin kommen musste. Andererseits waren gerade erst am 4. Juni 1989 die Bilder vom Trianon-Platz in Peking um die Welt gegangen, die zeigten, zu welch unerbittlichen Mitteln der krielselnde Kommunismus in der Lage war.

Um Haarsbreite wäre Blut geflossen
Dass es in der DDR zu solchen Bildern nicht kam, dass stattdessen die Bürger mit selbst gemalten Transparenten die Straßen eroberten, dass sie die Schlagbäume der Kasernen öffneten, dass sie die Diktatoren zu Fall brachten, dass sie die Quartiere der Statssicherheit stürmten, um ihre Überwacher am Vernichten der Spuren zu hindern – und dass bei allem nicht Blut floss, ist Verdienst allein mutiger DDR-Bürger. Es ist ihre Geschichte. Es ist nach den Abgründen von 1914, 1933, 1938 und 1939 in der Geschichte der Deutschen im 20. Jahrhundert endlich eine Sternstunde.

Der 9. Oktober 1989 hätte übrigens der Schrecken werden können, ein Fanal à la Trianon – und kaum jemand kennt heute bei uns dieses Datum. Es war Montagabend in Leipzig, es wurde wieder eine Demonstration erwartet. Und die SED – gemeint ist übrigens die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, die kommunistische Alleinherrscherin der DDR-Diktatur und Vorläuferin der heutigen Linkspartei – hatte alles an militärischer Abwehr mobilisiert. Volkspolizei, Stasi, Armee, bewaffnete Betriebsgruppen standen bereit. Ein dünner, aber diese Stunden entscheidender Hauch der Vernunft bewahrte die SED-Mächtigen damals vor der Entscheidung, den Bürgerkrieg wirklich zu beginnen. Sie ließen den Bürgern ihren Lauf. Hunderttausend zogen über den Stadtring von Leipzig. Das war der Abend, da erstmals der Spruch „Wir sind das Volk“ zu hören war. Erzählten und behielten wir endlich diese Geschichte. Sie ist es doch wert.

Es geht um Bilder der Befreiung

Und wer schließlich war es denn, der am 9. November 1989 nach der Übertragung der Pressekonferenz mit dem denkwürdigen Gebrabbel von Günter Schabowski zum Thema „neues Reiserecht“ in den Abendnachrichten tatsächlich hinauszog auf die Straße, zu den Grenzübergängen? Wer ging auf die völlig überraschten Grenzbeamten zu und forderte, sie sollten den Weg frei geben, es sei nun ganz amtlich vorbei mit Mauer und Stacheldraht? Es waren nicht die West-, sondern die Ostberliner.

Die Schwierigkeit historischen Gedenkens: im Grunde fällt es leichter, über die Kriegsschuld von 1914 zu debattieren oder über außenpolitische Konsequenzen längst vergangener Überfälle, als das rational nicht begründbare Glück einer friedlichen Revolution zu fassen. Das ist die Chance der „25“ nach „100“ und „75“: Bilder erfassen, Bilder der Befreiung. Und wenn das nüchterne historisch-politische Argument dabei an Grenzen stößt, bleibt immerhin noch die Kunst, um für das Singuläre einen Ausdruck zu finden. Just dies hat den russischen Cellisten Mstislav Rostropowitsch schon am 11. November 1989 dazu bewegt, sich mit seinem Instrument vor die nun geöffnete Berliner Mauer zu setzen und Johann Sebastian Bach zu spielen. Zu sehen heute bei YouTube unter „Rostropovich celo performance in front of the Berlin Wall“.



Er hat keine Sorge, dass ihm die Ideen ausgehen könnten: Ralf König schöpft aus seinem bewegten Männesleben.

Foto: vvg

„Was fasziniert einen schwulen Zeichner an der Bibel?“

Begegnung mit Ralf König

Porträt Seine Arbeiten kommen nicht ohne Sex und Tabubruch aus. Aber der freche Comicautor Ralf König provoziert nicht nur, er lässt sich auch von der Kulturgeschichte inspirieren.
Von Adrienne Braun

Was soll sie bloß bestellen? Weißwein? Er nimmt ein Bier. Ach, nölt sie, allein will sie keinen Wein trinken. Die Bedienung stöhnt – und man ahnt schon, dass sich diese Dame mit den knallroten Lippen auch lang zieren wird, bevor sie tut, was sie eigentlich will: mit diesem verdammt gut gebauten Bauern ins Bett steigen. „Aber das kann ich doch nicht machen“, sagt sie – und tut es doch.

Einzig sind die Lippen der Dame gar nicht rot. Schließlich ist Ralf Königs Comic „Hempels Sofa“ in Schwarz-Weiß gezeichnet. Trotzdem hat man die kunterbunte Welt der neurotischen Psychotherapeutin Silke Hempel sofort vor Augen, ihr hysterisches Getue und die psychischen Abgründe. Man kann sich auch plastisch vorstellen, wie dieser kräftige Bauer mit breitem Fränkisch in Berlin mal einem draufmachen will. Oder wie Hempels Sohn die Nächte am PC mit Killerspielen verbringt – Titel: „Schlachtfest am Elternsprechtag“.

Ralf König kennt die Menschen, ob sie triebgesteuert oder verklemmt, gockelhaft oder machomäßig unterwegs sind. Die Märroten und alltäglichen Neurosen sind es, die ihn zu einem der interessantesten und erfolgreichsten Comiczeichner der Republik gemacht haben. Lange bevor von „Graphic Novel“ gesprochen wurde, hat König bereits solche gezeichnet – ausführliche Geschichten in Comicform mit durchgängigen Charakteren.

Ralf König ist ein Menschenkenner mit psychologischem Feinsinn – „aber ich sitze

nicht im Café und beobachte die Leute“, sagt er. „Ich werde 54, da hat man einiges im Koffer“. So schöpft er aus seiner Erinnerung und einem Fundus an Erlebnissen. „Dass mir mal die Ideen ausgehen könnten, habe ich keine Sorge.“

Die Liste der Bücher von Ralf König ist inzwischen sehr lang, darunter sind Titel wie „Bullenklötzen!“, „Wie die Karnickel“ oder „Trojanische Hengste“. Das klingt anziehlich, und tatsächlich drehen sich die meisten seiner Comics immer auch um Sex. In keiner Geschichte fehlen sie: potente Riesenkerle mit prallen Mückis, wuchern dem Brusthaar, und, natürlich, einem enormen Gemächt im Höschen. Es ist der Prototyp des schwulen Ideals. In „Dschinn Dschinn“ ist auf den Punkt gebracht, wie der Adonis ausschauen soll: „Sei schön! Sei

groß und strotz vor Kraft! Sei wohl geformt, steh voll im Saft!“

Aber Ralf König ist auch literarisch beschlagen und spickt seine Comics mit Anspielungen auf Kunstu- und Kulturgeschichte. Er hat die „Lysistrata“ nach Aristophanes neu erzählt und sich mit Shakespeares Figur des „Jago“ befassst. Sein jüngstes Projekt ist ein Science-Fiction-Comic. Aber auch für die konservative Presse hat Ralf König gearbeitet und in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ einen Comic über die Schöpfung veröffentlicht – „ohne zu ahnen, dass die Bude rappelt“. Es habe Proteste und wütende Abbestellungen gegeben.

Immer wieder hat König sich mit der Bibel beschäftigt, sei dabei aber „nicht auf Blasphemie aus“, wie er sagt, sondern er will sich mit den Dingen auseinandersetzen. „Die Paulusbriefe habe ich hoch und runter gelesen, denn ich wollte wissen, was der Mann gedacht hat“, sagt König. „Paulus war eine ziemliche Spaßbremse“, meint er, „das meiste, was in den katholischen Kirche problematisch ist, kam von ihm.“

Was ist es aber, das einen wie ihn immer wieder zu biblischen Themen treibt? Ralf König wuchs im westfälischen Westen auf, die Kirche spielte in seinem Elternhaus keine besondere Rolle. Dass er sich dennoch mit ihr auseinandersetzt, hat, „das kam durchs Schwulsein“, sagt König.

„Ich bin Zeichner geworden wegen des sinnlichen Erlebnisses mit Papier, Stift und Uhu.“

Ralf König arbeitet nicht am Computer

gen, das ist schade.“ Er überlegt auch, seine Originale als Schenkung an ein Museum zu geben, damit sie dort besser gepflegt werden als bei ihm. „Denn ich bin ein chaotischer Mensch.“

Aber er ist eben auch ein wunderbar witziger und fantasievoller Mensch. So lässt König im „Dschinn Dschinn“ den Wunsch nach einem kräftigen Burschen auf besondere Weise wahr werden. Aus einer magischen Teekanne entsteigt ein sehr potenter Geist, „von Kopf bis Fuß stark behaart, mit kratzigen 3-Tage-Bart“.

Her damit!

Putzen Männer vollbringen lieber Heldentaten als Glanzleistungen im Bad. Mit etwas Kreativität lässt sich das verbinden. Von Philipp Obergassner

W erter Leser, sehen Sie sich vor: Dieser Text ist sexistisch. Es geht um Männer und Putzen, ein Thema, das sich seit Herkules und dem Stall des Augias durch die Weltgeschichte zieht wie die berüchtigten Schlieren auf dem Badezimmerspiegel. Herkules hat sich anfangs vor der Hausmannsarbeit drücken wollen. Er hatte vielmehr heroische Kämpfe gegen Drachen und Hydryen im Sinn, denn die Wahrheit ist: Männer wollen nicht putzen, sie wollen Abenteuer. Sie suchen den besonderen Kick, nicht die letzten Haarbüschel im Abfluss. Wie also lässt sich der Mann zum Schrubben motivieren?

Die Werbebranche hat das Problem erkannt und liefert dem Hausmann in spe Putzmittel, die zugleich Identifikationsfiguren sind. Oder dachten Sie, Meister Proper ist ein Produkt für Frauen, die sich nichts sehnlicher wünschen, als einen ebenso glatzköpfigen wie putzwütigen Mann mit den Muskelpaketen eines Karussellschiebers? Sie könnten gerne die Produktpalette weiter durchgehen. Fällt Ihnen ein Putzmittel mit weiblichem Maskottchen ein? Die WC-Ente zählt aber nicht! Die Reinlichkeit-Chemiekeulen sollen maskuline Stärke vermitteln, sei es auf militärische Art wie beim General Bergfrühling oder physisch rohe wie bei Mr. Muscle. Ja, den gibt es tatsächlich. Allein beim Anblick seiner Oberarme verkriechen sich Kalk, Schimmel und Co. in die hintersten Fugen.

Macht man dem putzfaulen Hausmann jetzt noch klar, dass er mit seinem Wischmopp godzillagleich ganze Kolonien von Bakterien auslöscht und den hygienischen Frieden im Badezimmer wiederherstellt, so wird er nichts anderes mehr machen wollen. Ach ja, eins noch: vom Armaturenreinsscrubben bekommt man angeblich sehr muskulöse Oberarme.

J etzt, da der Sommer vorbei ist, die Kinderlein wieder in den Strebergarten gehen und die Blätter ihren Baum verlassen, glänzt Vater M. mit seinen berüchtigten Aufheiterungsprüchen. Den heraneilenden Herbst begrüßt er seit Jahren so: „Wenn's Maisfeld störbst, dann is Hörbst.“ Mutter S. verdreht dann die Augen; Sohn P., 13, gibt ein Geräusch von sich, das an würgende Greifvögel erinnert; Tochter E., 10, sagt, was sie stets sagt, wenn Vater M. sich mit vollem Geistes Einsatz um die Lockerung unentspannter Familiensituation bemüht: „Papa, du bist sooo peinlich!“

Hugh, das Tochterurteil ist gesprochen. Vater M. könnte mit glockenheller Stimme und zur Melodie von Taylor Swifts „I knew you were Trouble“ noch so tolle Grundwahrheiten nachschieben, selbst solche, die Tochter E. in ihrem fortwährenden Kampf ums Vegetariertum bestärken könnten („Mit Schinken tun die Fäkalien stinken“). Allein: am Tochterurteil würde sich kein Härcchen ändern. Papa ist sooo PEINLICH. Gefragt, was sie unter „peinlich“ versteht, erhält man übrigens als Antwort: „Na, peinlich ist eben – . . . – peinlich.“

Achtung, Durchsage: laut Duden ist jemand peinlich, wenn er beim Gegenüber „ein Gefühl der Verlegenheit, des Unbehagens, der Beschämung o. Ä.“ auslöst, wobei „o. Ä.“ hier kein Synonym für das greifvogelartige Würgegegeräusch ist, das Sohn P. bei Sprüchen von Vater M. erzeugt, sondern „oder Ähnliches“ bedeutet.

Unter „oder Ähnliches“ fiele für Tochter E. womöglich eine Situation, die der saarländische Freund C. über seine

Papa ist soooo peinlich



Kinderkram

Vaterschaft Zwischen Tochter und Erzeuger geht es manchmal kompliziert zu.
Von Matthias Hohnecker

Tochter M., 9, erzählt hat. Und die geht so: Saar-Tochter M. wäre von Geburt an lieber ein Junge, kleidet sich wie ein Junge, frisiert sich wie ein Junge, läuft wie ein Junge, spricht wie ein Junge und geht mit Jungs in einer Jungs-mannschaft Fußball spielen. Irgendwann stand M. mit ihrem besten Kumpel, nennen wir ihn Götze, nach dem Training in den Umkleidekabinen, und Götze fiel beim Anblick von M. aus allen Wolken. „M., du bist ja – . . . – aber du bist ja ein Mädchen!?!“ Worauf M. wie aus der Pistole geschossen erwiderte: „Aber nur untenrum!“ Ist Vater C. aus dem Saarland dies peinlich? Überhaupt nicht. Ist M. das peinlich? Ganz und gar nicht. Und Götze ist immer noch der beste Kumpel von M.

M. hat auch eine Schwester. Saar-Schwester F. ist knapp vier, ein zuckersüßes Schätzekind, engelsgleich mit blonder Lockenhaar, das noch gerne

und ausgiebig am Schnuller nuckelt. Was allerdings nicht bedeutet, dass F. nicht zu klarer Ausdrucksweise greift, wenn es angezeigt ist. Neulich, an einem der letzten heißen Sommertage, stieg sie nach der 50-minütigen Fahrt zum Badeseen am Rande der Löwensteiner Berge aus dem nicht klimatisierten Auto, rieb sich den Handrücken über den Popo, nahm den Schnuller aus dem Mund und sagte ohne einen Hauch von Restzweifel: „Alter, schwitzt mein Arsch!“

Ist das peinlich, beschämend, ein Gefühl des Unbehagens auslösend? I wo! Selbst Tochter E. lacht da ausführlich mit, wenn man diese Geschichte wieder und wieder erzählt. Peinlich wäre so ein Spruch höchstwahrscheinlich nur dann, wenn Vater M. ihn äußern würde.